

Barbara Meyer, Jahrgang 1948, ist in und um Paderborn herum aufgewachsen, studierte dort Mediävistik und Allgemeine Literaturwissenschaften und lebt seit Jahrzehnten in der Nähe des Doms. Sie arbeitet als Autorin für Regional- und Familiengeschichte. Im Emons Verlag erschienen ihre historischen Kriminalromane »Im Schatten des Doms« (2008), »Mord im Hochstift« (2010), »Die Schätze des Bischofs« (2013) sowie aus der Gegenwart die Kriminalromane »Fastenzeit« (2009) und »Mord auf Libori« (2010).

BARBARA MEYER

Tod an der Pader

OSTWESTFALEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: fotolia.com/tsitsystems
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-377-2
Ostwestfalen Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Der Empörer

*Ein Engel, adlergleich, stößt steil aus Wolkenschichten,
Den Bösewicht ergreift er bei den Haaren schrill
Und schüttelt ihn und ruft: »Erkenne deine Pflichten!
(Dein guter Engel bin ich, hörst du mich?) Ich will!*

*Du hast zu lieben, denk daran, ohn ein Besinnen,
Wer arm und lahm, gequält und krank nur immer naht,
Um der Barmherzigkeit Beweis dir zu gewinnen,
Vor Christus breite hin den Teppich guter Tat!*

*Nur dies heißt Liebe! Und damit dein Herz sich stärke,
Begeistre glühend dich an Gottes hohem Werke:
Dies ist die wahre Lust, die ewig Heil verspricht!«*

*Dann straft der Engel ihn nach seiner Liebe Maßen
Und züchtigt ihn voll Zorn, und seine Fäuste rasen,
Doch der Verdammte gibt zur Antwort: »Ich will nicht!«*

Aus: Charles Baudelaire, »Die Blumen des Bösen«

EINS

»Unglaublich, diese Ähnlichkeit!« Ihr Gegenüber hob die Hand mit der Gabel darin. Aus blauen Augen über glänzend roten Bäckchen starrte er sie an.

Ujunwa senkte den Blick. Sie ahnte, was kam. Weiße – Europäer, Amerikaner – versäumten kaum einmal, sie darauf anzusprechen. Zu Hause passierte ihr das nie.

»Wie heißt sie nur? Diese verrückte Sängerin ...« Die Gabel schwankte vor und zurück. »Warten Sie, gleich hab ich's.« Aus dem Steak auf seinem Teller sickerte hellrotes Blut.

Grace Jones, wen sonst konnte er meinen? Ujunwa sagte nichts, hob lediglich die Schultern. Sie sah ganz anders aus, viel weniger dramatisch. Nur genauso schwarz ...

»Aber klar, das können Sie ja nicht wissen. James Bond gibt's bei Ihnen bestimmt nicht.« Er schlug mit der Gabel in die Luft wie auf ein Stück Holz, aus dem die Lösung, der Name, gleich rieseln würde. »Martin Wrede, Finanzreferent« stand auf dem Schildchen, das er an seine Krawatte geklemmt hatte. Sie war so hellblau wie Wredes Augen. In Nigeria war er wohl nie gewesen, obwohl er in der kirchlichen Verwaltung für die Betreuung der katholischen Projekte in ihrem Heimatland zuständig war.

Wrede war nicht viel älter als sie. Sollte sie ihm erzählen, dass ihre Großeltern zur Zeit der Unabhängigkeit – vor mehr als fünfzig Jahren – schon einen Volkswagen gefahren hatten? Von Grace Jones gab es CDs im Schrank ihres Vaters, und die James-Bond-Filme wurden auch bei ihnen dauernd wiederholt. Martin Wrede benutzte seine Gabel jetzt zum Essen, stach ins Fleisch, kaute und ließ sie nicht aus den Augen.

Ujunwa widmete sich ihrem Salat. Eben erst hatte Antonius von Etteler, Vorsitzender der weltweit tätigen St.-Ansgar-Stiftung, ihre Reisegruppe willkommen geheißen. Er war ein Adliger, ein Graf, was aber in Deutschland – so hatte sie es gelernt – keine Bedeutung mehr hatte. Auf Ujunwa wirkte er herausgeputzt mit dem Einstecktuch im gleichen Rotton wie

sein Schlips, der Krawattennadel mit blitzenden Steinen. Sein anthrazitfarbener Anzug sah nach Armani aus.

Neben von Etteler in der Mitte der langen, weiß gedeckten Tafel saßen seine Frau, die er als Gräfin Annabelle vorgestellt hatte, und auf der anderen Seite Bischof Ahmadu Rufai. Er war der offizielle Vertreter des katholischen Sekretariats der CAN, der mächtigen »Christian Association of Nigeria«, deren politischer Einfluss immens gestiegen war, seit der Christ Goodluck Jonathan das Präsidentenamt Nigerias übernommen hatte. Durch die Aufnahme der populären Pfingstkirchen mit ihren Millionen Mitgliedern war die CAN noch stärker, aber auch noch konservativer geworden. Wie ein Lampion in tief-schwarzer Nacht leuchtete die violette Soutane Rufais, die er samt seidenem, ebenfalls violetterm Käppchen zum feierlichen Anlass angelegt hatte. Verstohlen musterte ihn der katholische Priester – ein Monsignore als Vertreter des hiesigen Bischofs, dessen Namen Ujunwa nicht verstanden hatte –, der im schwarzen Clergyman neben ihr und dem Bischof gegenüber saß. Seine Begrüßungsrede hatte gar nicht enden wollen.

Viele freundliche Worte hatte Ujunwa von den deutschen Gastgebern gehört, doch am Nachmittag, als sie am Paderborner Bahnhof aus dem Zug gestiegen waren, hatte sie sich nicht eben willkommen gefühlt. »Was wollen denn die Bimbos hier?«, hatte ein Mann gerufen, was ihre Reisegefährten zum Glück nicht verstanden hatten. Als Übersetzerin in der achtköpfigen Gruppe nigerianischer Christen, die das katholische Sozialwerk St. Ansgar anlässlich der großen Ausstellung zur christlichen Mission nach Paderborn eingeladen hatte, sprach sie – Ujunwa Achibola aus Lagos – als einzige Deutsch.

Das seien Fußballfans aus dem Osten, hatte ihr der Assistent des Grafen von Etteler erklärt, Dr. Oliver Bussmann, ein kräftiger, rothaariger Mann mit Dreitagebart, der sie vom Bahnhof abgeholt hatte. In Paderborn gebe es so etwas nicht.

»*We are happy to live in a very catholic region*«, erklärte der Graf jetzt dem Bischof, und seine Frau nickte dazu. Weil alle Deutschen am Tisch Englisch zumindest radebrechten, war Ujunwa arbeitslos. Ihr fiel auf, dass die Besucher aus Nigeria

besser als die Deutschen mit dem Englischen zurechtkamen, das neben Igbo, Yoruba und Hausa, die sie ebenfalls ins Deutsche hätte übersetzen können, die Amtssprache ihres Landes war. Seit Generationen hatte sie jedes Kind in der Schule zu lernen. Sie selbst hatte – vor ihrer Zeit in Washington, D.C. und nach Paris – zwei Jahre lang in Bayreuth gelebt und für das »Iwalewa-Haus« der Universität Übersetzungen angefertigt.

Bischof Rufai hatte die weiten Ärmel seines Gewands zurückgeschoben und kämpfte mit dem riesigen T-Bone-Steak auf seinem Teller. Salatblätter und Kartoffelspalten schwammen im blutigen Saft. Von Dr. Bussmann, dem Assistenten, wusste sie, dass dies das Lieblingsrestaurant seines Chefs war, der oft bei argentinischen Freunden zu Besuch war und dann gleich St. Ansgars wohltätige Projekte inspizierte, die es auch in Argentinien gab. Nur hier bekomme man ähnlich gute Steaks, hatte der Graf bei der Bestellung gesagt, und alle Männer am Tisch waren seiner Empfehlung gefolgt.

Die Gräfin hatte einen Salat mit Filetstreifen bestellt, ebenso Ujunwa und Regina Okafor, die der Gräfin schräg gegenüber saß. Neben Emmanuel Sabo natürlich, den Regina nicht aus den Augen ließ. Sie war klein und – wie die Deutschen sagten – pummelig, ihr Kopf bedeckt mit vielen kleinen Zöpfen, in die sie heute bunte Perlen geflochten hatte. Der junge Diakon Emmanuel, der an diesem Abend ausnahmsweise ein Kollar trug, war wie Regina in St. Ansgars von Ordensfrauen geleitetem Kinderhaus aufgewachsen und nun auf dem Weg zur Priesterweihe.

»Ich will vielleicht Nonne werden«, hatte Regina – inzwischen Lehrerin an ihrer alten Schule – ihr erzählt, doch die Blicke, mit denen sie Emmanuel bedachte, verrieten etwas anderes. Er hätte auch Ujunwa gefallen können: größer als sie, was in ihrem Land selten war, dazu ausgesprochen hübsch mit dem schmalen Gesicht und dem nur leicht gekräuselten Haar, das er weniger kurz trug als die meisten jungen Nigerianer. Sie hatten vieles gemeinsam, doch das wusste hier niemand.

Ujunwa hielt die Hand übers Glas, als der Kellner ihr nachschenken wollte. In Nigeria galt Deutschland als Land der

Biertrinker, doch wie in Frankreich tranken hier am Tisch fast alle Rotwein. Außer Martin Wrede, dem Finanzreferenten, der gerade sein drittes Glas Bier serviert bekam. Wieder einmal freute sich Ujunwa über ihre schwarze Haut, denn die weiße war doch zu verräterisch.

Nach dem vielen Bier war Wredes Gesicht, das ohnehin zum Erröten neigte, bis hinauf zu den hellen Haarwurzeln dunkelrot gefärbt. Er beobachtete sie immer noch skeptisch, als enthielte sie ihm eine wichtige Information vor. Mit seinen Nachbarn – er saß zwischen Bischof Rufai und Yakubu Oibe, einem der drei Theologiestudenten, die ihn begleiteten – hatte er noch kein Wort gewechselt.

Vom anderen Ende des Tisches, wo sich Daniel Adigwe aus der Verwaltung der CAN angeregt mit Dr. Bussmann unterhielt, schallte lautes, aber schnell unterdrücktes Gelächter herüber. Adigwes runder, kahl geschorener Kopf glänzte vor Schweiß. Ein paar Gläser Wein hatten seine Zunge gelockert; sonst saß er nur still herum und behielt alle im Blick. Als Einziger trug Adigwe afrikanische Kleidung – eine dunkelgraue *Dashiki* in formeller Version, doch die aus dem gleichen Stoff wie das tunikaähnliche Hemd gearbeitete *Kufi*-Mütze hatte er abgenommen.

Auf dem nächsten Platz saß Gräfin Annabelle, eine zierliche Blondine mit großen blauen Augen, die mit Emmanuel und Regina über Kinderschicksale sprach, über Aidswaisen und Straßenkinder, die ohne die von St. Ansgar geförderten Kinderhäuser keinerlei Zukunft hätten. Neben Emmanuel saß der Stellvertreter des Bürgermeisters, der anfangs ebenfalls ein paar Begrüßungsworte an die afrikanischen Besucher gerichtet hatte. Auch seinen Namen – etwas kompliziert Westfälisches – hatte Ujunwa nicht verstanden.

»Stellen Sie sich vor«, sagte die Gräfin zu ihm, »da unten werden behinderte Kinder noch als unwertes Leben angesehen, die durch Folter und Misshandlung entweder vom Bösen gereinigt, sprich geheilt werden, oder eben sterben müssen.«

Ujunwa schämte sich für ihre rückständigen Landsleute.

Der stellvertretende Bürgermeister, ein freundlicher, zurück-

haltender Mann, stellte sein Weinglas ab und nickte der Gräfin mit betroffener Miene zu.

Kinder seien die Zukunft der Kirche, führte Gräfin Annabelle aus, und dass es sie mit tiefer Freude erfülle, wenn Kinder, die aus traumatischen Situationen kämen, selbst zu »Boten der Hoffnung« würden. Bei diesen Worten lächelte sie Regina und Emmanuel an. Aus den von den Schwestern allmonatlich versandten Berichten aus Nigeria sei ihr bekannt, dass viele ihrer Zöglinge geistliche Berufswege einschlugen.

Emmanuel machte ein betretenes Gesicht. Ujunwa wusste, dass er sich weniger als Missionar verstand, der den Nigerianern den katholischen Glauben vermitteln sollte, sondern als jemand, der mit Hilfe der jungen Leute die sozialen Verhältnisse in ihrem Land verbessern wollte. Regina dagegen strahlte die Gräfin an.

Von Etteler, der sich vorher auf Deutsch mit dem stellvertretenden Bürgermeister unterhalten hatte, drückte die Hand seiner Frau, die um einiges jünger zu sein schien als er. »Ja, das Elend in den Straßen Nigerias ist groß«, sagte er, ins Englische wechselnd, »und meine liebe Gattin leidet ganz besonders darunter. Wir haben ja selbst zwei Kinder ...« Dann wandte er sich Bischof Rufai zu und hob sein Glas. »Es gibt allerdings etwas, das ich an Ihrem Land bewundere, Exzellenz.«

In Rufais breitem Gesicht schien die Sonne aufzugehen. Eifrig nickte er und griff ebenfalls zum Glas. »*You mean ...?*« Der Bischof war ein fülliger Mann, doch seine Stimme war erstaunlich piepsig.

»Ich meine Ihre neueste Gesetzgebung, Exzellenz«, antwortete der Graf und verzog das auffallend bleiche Gesicht zu einem Lächeln. »Endlich einmal ein Land, das konsequent gegen widernatürliche Beziehungen vorgeht!«

Rufai nickte heftiger. Die CAN hatte die neuen Bestimmungen, die zum Entsetzen aller nigerianischen Homosexuellen weitaus schärfer ausgefallen waren als in Putins Russland, vehement unterstützt. Der Protest der liberalen Minderheit in ihrem Land – nur acht Prozent der Nigerianer hatte sich gegen das *Jail-all-the-gay*-Gesetz ausgesprochen – war ungehört verhallt.

Auch in Ujunwas Gegenüber kam Bewegung. »Bei uns

dürfen die Schwulen sogar heiraten!«, fiel der Finanzreferent auf Deutsch und an Ujunwa gerichtet ein. Sollte sie das nun übersetzen?

Der Graf achtete nicht auf Wredes Einwurf. »Was Sie aber unbedingt in den Griff bekommen müssen, Exzellenz«, sagte er, während der Kellner sein Glas auffüllte, »das ist die Korruption in Ihrem Land.«

Das Nicken des Bischofs war jetzt verhaltener. Den Blick nach unten gerichtet, zupfte er an den zerknautschten Ärmeln herum. Die Gespräche am Tisch waren verstummt, alle hörten zu.

»Sie kommt uns teuer zu stehen, wissen Sie?« Das Lächeln war aus des Grafen Gesicht verschwunden. »Wir deutschen Katholiken und speziell unsere St.-Ansgar-Stiftung könnten viel mehr Schulen bauen, viel mehr Gutes tun, wenn nicht fast die Hälfte der investierten Gelder – Spendengelder, wohlgemerkt – in dunklen Kanälen versickern würde.« Es klang mahnend, wie von Etteler auf den Tisch pochte. »Allein beim letzten Projekt, ein Kinderhaus in Ilesha, soweit ich weiß, mussten wir vierzigtausend Euro zulegen. Ich werde Ihnen die Abrechnung zeigen.« Er sah zu seinem Assistenten hinüber, der mit einem verhaltenen Kopfnicken alles bestätigte. Sein Gesicht war säuerlich verzogen; er fand es wohl nicht geschickt, in aller Öffentlichkeit illegal gezahltes Geld zur Sprache zu bringen. Martin Wrede nickte ebenfalls zu den Worten des Grafen.

Der Bischof rückte das violette Käppchen auf seinem Kopf zurecht. »Das Problem ist uns – der CAN und ihrer Leitung – durchaus bekannt«, erwiderte er in schleppendem Tonfall. »Wir setzen auf den neuen Präsidenten. Er hat bereits bewiesen, dass er hart durchgreifen kann.«

In der Tat hatte Goodluck Jonathan bald nach seiner Wahl ein paar Behördenleiter und Bankdirektoren verhaften lassen. Er war Christ, und viele verbanden mit seiner Wahl die Hoffnung auf eine Entmachtung der korrupten muslimischen Generäle und Ölbarone, deren Gegenwehr indes – sie hatten natürlich Angst um ihre Pfründe – nicht zu unterschätzen war.

Der stellvertretende Bürgermeister beugte sich vor und ergriff

das Wort, bevor der Graf etwas erwidern konnte. »Nun, unsere Frau Merkel hat ja Ihr Land besucht«, sagte er, »und sie ist, wie ich gehört habe, recht zufrieden zurückgekommen. So rasant, wie Ihre Wirtschaft wächst, ist Nigeria für deutsche Investoren ein durchaus interessanter Staat.«

»Durchaus, durchaus«, echote der Bischof nickend.

»Und es ist ja nicht so, als hätten wir hier nicht ebenfalls Probleme. Ich muss leider zugeben, dass es auch bei uns Korruptionsfälle gibt, und es scheint sogar, als sei unser Bundesland Nordrhein-Westfalen in dieser Hinsicht geradezu eine Hochburg.« Der Bürgermeister wandte sich Emmanuel zu. »Und Elend – arme Familien, verlassene Kinder – gibt es auch hier. Drogen, Aids, was Sie wollen.« Er trank einen Schluck Wein, bevor er aus der Arbeit sozialer Hilfseinrichtungen berichtete.

Gespannt hörte Ujunwa ihm zu. Bei der offiziellen Begrüßung hatte er neben einem kleinen Einblick in die Stadtgeschichte auch einige Daten zur Größe und Wirtschaftskraft Paderborns genannt. Alles hatte sich rosig angehört. Schon auf der Fahrt vom Bahnhof in die Innenstadt waren Ujunwa die sauberen Straßen aufgefallen, die Autos ohne Beulen, die hell erleuchteten Geschäfte. Durch die großen Fenster des gepflegten argentinischen Restaurants blickte sie auf eine Straße voller Lichter und auf viele gut gekleidete Menschen. Jetzt wurde eine andere Seite sichtbar: finstere Ecken, in denen sich die Armut, das Elend verbargen, Gewalt in den Straßen und Häusern.

»Wir tun, was wir können«, erklärte der stellvertretende Bürgermeister. »Ganz in der Nähe beispielsweise befindet sich eine Anlaufstelle für Drogenabhängige, die von der Stadt unterstützt wird. So etwas bringt natürlich auch Probleme mit sich.« Er wies zum Fenster hinaus. »Wir befinden uns hier am schönsten Ort Paderborns, auf einer Halbinsel, von den Armen der Pader umgeben. Ein dicht bewachsener Park, verwinkelte Spazierwege, dunkle Nebengassen – Sie können sich vorstellen, was da alles passiert.«

»Nun jagen Sie unseren Gästen mal keine Angst ein, Herr Bürgermeister«, warf der Graf ein und berichtete vom mit Schlagstöcken ausgerüsteten städtischen Ordnungsdienst, der

zusammen mit der Polizei die Lage im Griff habe. Das erinnerte Ujunwa wieder an Nigeria. Als von Etteler zu Ende gesprochen hatte, winkte er seinem Assistenten, der einen kleinen Papierstapel ergriff und seinen Stuhl zurückschob.

Doch der Bürgermeister meldete sich noch einmal zu Wort. »Nein, Angst müssen Sie wirklich nicht haben«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln. »Denn eigentlich ist Paderborn eine vergleichsweise sichere Stadt. Lassen Sie sich von meinen Worten auf keinen Fall abhalten, das Paderquellgebiet zu besichtigen, und genießen Sie die Wege entlang der Quellbäche. Wenn wir jetzt draußen säßen, könnten Sie ihr Rauschen hören, das einen hier allenthalben umgibt. Ein ganz besonderes Naturerlebnis, das verspreche ich Ihnen.«

Ujunwa nahm sich vor, das auf keinen Fall zu versäumen.

Von Etteler erhob sich und klopfte mit seinem Ehering an ein Glas. Er war groß und von schmaler Gestalt, wohl mittleren Alters, aber jünger wirkend mit den dynamischen Bewegungen und vor allem dem ordentlichen Seitenscheitel im hellen gelbten Haar. Sogar für einen Deutschen war er sehr blass, nicht einmal seine Hände waren gebräunt – hatte es hier keinen Sommer gegeben? Niemand mehr sagte ein Wort.

Dr. Bussmann begann, die Zettel zu verteilen, auf denen das Programm der nächsten Woche aufgeführt war. Ein erster Blick verriet Ujunwa, dass neben all den Ausstellungsbesuchen, Klöster- und Kirchenbesichtigungen für Ausflüge an die viel gerühmte Pader nicht viel Zeit bleiben würde.

»Nach der langen Reise werden Sie müde sein«, meinte der Graf; es sei an der Zeit, die Quartiere aufzusuchen. Bischof Rufai, Daniel Adigwe und Emmanuel Sabo sollten bei ihm im Schloss wohnen, das in einem Nachbarort stand, die Übrigen in einem kirchlichen Gästehaus in der Nähe des Doms. Ujunwa warf einen Blick auf Regina, die ihre Enttäuschung kaum verbergen konnte. Der Graf erläuterte die nächsten Programmpunkte. Im Dom würden sie morgen – am Sonntag – alle zusammen eine Bischofsmesse besuchen, die Rufai mit zelebrieren sollte. Danach waren sie im Kloster, mit dem St. Ansgar zusammenarbeitete, zum Mittagessen geladen.

»Und am Montag, verehrte Gäste«, er nahm die Hand seiner Frau und half ihr beim Aufstehen, »würden meine Gattin und ich uns freuen, wenn wir Sie bei uns in Ettlerbrück begrüßen dürften. Herr Dr. Bussmann wird Sie am Morgen abholen.«

Auf der hell erleuchteten Straße vor dem Restaurant verabschiedeten sie sich von den Deutschen. Der Graf stieg mit den Offiziellen in ein schwarzes Ungetüm von Range Rover, den Dr. Bussmann vor das Lokal gefahren hatte.

Noch als er Ujunwa die Hand gab, hatte Martin Wrede, der Finanzreferent, nicht herausgefunden, an wen sie ihn erinnerte.

»Ich rufe Sie an, wenn es mir einfällt«, kündigte er an. »Dann gehen wir zusammen ein Bier trinken.«

ZWEI

Hatte man sich den Mond damals so vorgestellt? Mit runden Öffnungen wie Fenster ins nachtschwarze Mondinnere, mit fernen Gebirgen und burgähnlichen Gebilden, mit fremden, von geisterhaften Wesen bevölkerten Welten? An Urmel aus dem Eis erinnerte eine der Gestalten, eine andere breitete engelhaft die Flügel aus.

Ganz von allein hatte sich das Buch an der Stelle mit der Mondansicht geöffnet, als Therese es aus dem Regal nahm. Sie war wohl nicht die Erste, die sich davon hatte faszinieren lassen. Generationen gräflicher Kinder hatten aus den Büchern ihr Wissen bezogen, ihre Neugier befriedigt, und die erlauchten Grafen selbst hatten sicher noch als Erwachsene hineingesehen. Therese lag nichts ferner, als sich im Adelsglanz zu sonnen, aber in der gräflichen Bibliothek arbeiten zu dürfen empfand sie als großes Glück.

Wie immer leistete ihr Sir Henry Gesellschaft, ein kapitaler, selbstbewusster Kater mit rötlich marmoriertem Fell, der es sich in einem leeren Regalfach bequem gemacht hatte. Mit zuckender Schwanzspitze träumte er von der Mäusejagd, zu der er sich aber höchst selten herabließ. In vielen Schränken fand Therese Löcher in den Rückwänden, angenagte Lederbände, Mauseküttel, doch Sir Henry verfolgte das Viehzeug nur im Schlaf. Wahrscheinlich hatte er sich wieder an Whiskas satt gefressen.

Angesichts der mit feudaler Pracht eingerichteten Bücher-säle wollte Therese gar nicht erst darüber nachdenken, woher der Reichtum kam, der es der Grafenfamilie ermöglicht hatte, die riesigen Bestände durch die Jahrhunderte zu erhalten, zu vermehren und den kostbaren Rahmen zu schaffen, in dem sie ausgestellt waren. Nur wenigen Auserwählten war es erlaubt, in den Schränken zu stöbern oder die Bücher gar auszuleihen. Zu ihnen zählte auch Therese Urban nicht, die den Bibliothekar – einen emeritierten Germanistikprofessor der Paderborner Uni-

versität, bei dem sie studiert und der sie dem Grafen empfohlen hatte – während seines Forschungsaufenthalts in Cambridge vertreten durfte. Ihr Aufgabenbereich war klar umrissen, Lesen gehörte nicht dazu. Der Graf war eigen mit seinen Büchern.

Nur wenn niemand hinsah, nahm sich Therese heraus, darin zu blättern, ein paar Seiten zu lesen, vor allem die Abbildungen zu bewundern. Wie die hier vom Mond. Sie schlug das Titelblatt auf, das Werk war aus dem Jahr 1856. Damals hatte es schon gute Fernrohre gegeben, auch die Fotografie war bereits erfunden worden, aber bestimmt hatten noch keine hochauflösenden Teleobjektive existiert, die ein realistisches Bild des Erdtrabanten hätten liefern können. Ein Holzschnitt musste die Sicht des Astronomen veranschaulichen, der im Dienst eines adligen Prälaten im tschechischen Olmütz ins All geblickt und einen durchlöcherten Schweizer Käse gefunden hatte, den phantastische Welten wie Schimmelpilze besiedelten.

Therese stellte das Mondbuch zurück und zog ein anderes heraus. In diesem Saal standen die naturwissenschaftlichen Werke früherer Jahrhunderte mit detailgenauen Zeichnungen raffinierter Apparaturen, die längst überholt waren wie das Olmütz'sche Bild vom Mond. In hundertfünfzig Jahren würden die Menschen wohl ebenso über das rückständige Weltbild schmunzeln, an das Therese heute glaubte. Der nächste Schrank enthielt zoologische Darstellungen. »Der Schmetterlingsfreund« las Therese in goldgeprägten Lettern auf einem der Buchrücken. Ein Schmetterlingsfreund war sie auch. Doch als sie das Titelblatt betrachtete, schauderte es sie. Neben einer Beschreibung der deutschen Schmetterlinge versprach der Autor, ein Realschullehrer, seinen Lesern – wohl vor allem Kinder – eine »leicht fassliche« Anweisung, »sie auf zweckmäßige Weise zu fangen, zu erziehen, zu töten, aufzuspannen, systematisch zu ordnen und aufzubewahren«. Schnell schlug sie das Buch zu.

Das nächste gehörte zu einer von vielen Händen zerfledderten englischen »Animal History« in sechs Bänden aus dem Jahr 1806. Als sie den Band herauszog, entdeckte sie ein Mauseloch, sah aber keine Fraßschäden an den Büchern. Darauf musste sie Joe Richter aufmerksam machen, den Hausmeister, den alle

wegen seiner Figur nur den langen Joe nannten. Sie blätterte durch die grob gezeichneten Tierbilder, bis sie zur Darstellung eines Löwen mit Bernhardinerkopf kam, der vor einer afrikanischen Landschaft einen weißen Mann zwischen den Zähnen hielt und davontrug. Ein seltsames Bild. Sollte hier – mitten in der Kolonialzeit – vor den Gefahren Afrikas gewarnt werden?

Eben wollte sie den Text zu der Abbildung lesen, da fuhr sie herum. Stimmen näherten sich, das Knarren des Parketts hörte man schon von Weitem. Sir Henry verließ würdevoll seinen Ruheplatz und stolzierte in die andere Richtung davon. In seiner Bibliothek mochte er keine Besucher.

Therese stellte das Buch zurück und griff wieder zu ihrem Polierruch. Neben der – meist abschlägigen – Beantwortung von Benutzeranfragen, der Katalogisierung der Neueingänge und dem Abgleich ihrer Verzeichnisse mit denen anderer Sammlungen war es ihre Aufgabe, die Bucheinbände zu pflegen, wozu sie viel Zeit hatte. Also fettete sie, ohne sich jemals zu langweilen, Tag für Tag die Ledereinbände ein und polierte sie liebevoll. Mehrere zehntausend Bände versprachen Arbeit für Jahre, wenn auch nicht ihr, denn ihre Zeit zwischen den kostbaren Werken würde bald vorbei sein. Jedes Buch war speziell für die gräfliche Bibliothek einheitlich in farbiges Leder eingebunden, mit goldgeprägten Zierleisten, Titeln, Verfassernamen. Verheißungsvoll schimmerten die Buchrücken hinter den verglasten Türen, Reihe um Reihe, Schrank um Schrank, Saal um Saal ... Therese seufzte leise. Hier hätte sie ihren Urlaub verbringen mögen.

Die Schritte waren im Nachbarsaal zum Stillstand gekommen, wo die geografischen Werke, die Atlanten und Reiseberichte untergebracht waren. Ein riesiger Globus stand in einer Ecke auf einem fein ziselierten Messinggestell. Sicher führte der Graf eine Gruppe wichtiger Besucher herum, denn dann blieb er unweigerlich vor der Vitrine stehen, in der die Reisetagebücher der Gräfin Amalie ausgestellt waren, und erzählte von der glorreichen Familiengeschichte der von Ettelers. Geradezu ehrfürchtig sprach er von Amalie, die eine richtige Prinzessin aus königlichem Geblüt gewesen sei, bevor sie seinen Ahnherrn, den Grafen Adalbert von Etteler, geheiratet hatte. Die beiden hatten

zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Großteil der Bibliothek zusammengetragen.

Heute parlierte von Etteler auf Englisch. »*They loved to go bathing*«, erklärte er, regelmäßig hätten seine Vorfahren Seebäder in England und auf Norderney aufgesucht. Amalie war die umfangreiche Sammlung zur Bäderekunde zu verdanken, auch medizinisch-balneologische Werke hatte sie angeschafft. Lebendig erzählte sie in ihren Reisetagebüchern vom Alltag in den eleganten Seebädern, wo sie von Kopf bis Fuß bekleidet vom Badekarren aus ins Wasser stiegen, aber auch von rauschenden Festen mit gekrönten Häuptern.

Seine Lieblingsstelle las der Graf regelmäßig vor, heute übersetzte eine Frauenstimme den Text. Es ging darin um Amalies Gatten, der sich während des Aufenthalts um kaum jemanden scherte, sondern von früh bis spät auf die Pirsch ging. In nur einer Saison hatte er auf Norderney siebenhundert Kaninchen und dreihundert Vögel geschossen. Der heutige Graf war ebenfalls begeisterter Jäger. Von seinem Ahnherrn hatte er Wälder genug geerbt, wo er auf alles schießen konnte, was sich bewegte.

Den zweiten Teil seines für diesen Ort bestimmten Vortrags ließ er heute aus, wie immer, wenn er die Leute vor ihm für zu beschränkt hielt, um für Fragen der Wissenschaft Verständnis aufzubringen. Das hatte ihr Oliver Bussmann verraten, der Assistent von Ettelers, der nur zu gern über seinen Chef lästerte. Kamen Akademiker zu Besuch, erzählte ihnen der Graf, dass er seine Bibliothek gern für die wissenschaftliche Aufarbeitung zur Verfügung stelle und dass bereits zahlreiche Professoren und ihre Hilfskräfte aus den verschiedensten Disziplinen hier geforscht hätten. Was er nicht erwähnte, war, dass ohne eine Empfehlung ihm bekannter Wissenschaftler, ersatzweise kirchlicher Institute oder hochrangiger Kirchenleute, kaum jemand einen Fuß auf das glänzende historische Parkett setzen durfte.

Das Getrappel im Nebensaal hatte wieder eingesetzt und näherte sich der Tür des Saals, in dem Therese eifrig ein Buch nach dem anderen zur Hand nahm, es einfettete und dann mit zarter Hand polierte. Das konnte sie, ohne hinzusehen. Ihre Augen wurden groß, als sie die Besucher erblickte. Als wären

sie dem Buch mit dem merkwürdigen Löwen entstieg, das Therese vorhin schnell weggestellt hatte, ging ein Afrikaner nach dem anderen an ihr vorbei, nickte ihr zu und sah sich in dem riesigen Raum um. Das viele Schwarz um ihn herum brachte den hochroten Kopf des einzigen Weißen – ein kleiner Dicker im grauen Anzug – noch mehr zum Leuchten. Als Letzter kam der Graf in Begleitung eines gewichtigen afrikanischen Würdenträgers mit einem edelsteinverzierten Kreuz auf der Brust. Er trug eine violett gepaspelte Soutane – sicher war er ein Bischof.

»Später werde ich Sie noch Sir Henry vorstellen«, sagte von Etteler, als er an ihr vorbeiging, auf Englisch zu seinem Begleiter, der eifrig nickte. Das war der Lieblingsscherz des Grafen. Therese nahm er gar nicht wahr. Sie wartete auf Oliver Bussmann, doch der war nicht dabei.

Eine große Frau mit tiefschwarz schimmernder Haut, deren aufrechte Haltung und rasierte Kopfseiten Therese an eine Massai erinnerten, stach aus der Gruppe hervor. Sie hatte nur einen Blick auf die prunkvollen Gemälde und fein gearbeiteten Schränke geworfen und quetschte sich fast die aristokratische Nase an einer Glastür platt, um die Aufschriften auf den Buchrücken besser lesen zu können. Sie sah alles andere als beschränkt aus. Der kleine Dicke stand neben ihr, zeigte auf die Bücher und erklärte etwas. Sie nickte nicht einmal dazu. Eine zweite Afrikanerin war kleiner und rundlich, ihr Haar zu vielen kleinen Zöpfen geflochten. Soweit Therese sehen konnte, waren sie die einzigen Frauen. Beide trugen Jeans und Blazer in universellem Bürodiesign.

Einige der Männer hatten ebenfalls Jeans an. Einer – ein hübscher mit nicht allzu krausen Locken – trug eine khakifarbene Leinenhose und ein aquamarinblaues Hemd, das zu seiner dunklen Haut hervorragend passte. In einer Hand hielt er ein Papier, das in einer Prospekthülle steckte. Ein älterer Schwarzer mit kräftiger Figur in einer grauen, Ton in Ton bestickten Tunika, die ihm bis zu den Oberschenkeln reichte, wischte sich mit einem weißen Taschentuch unablässig den Schweiß vom kahl geschorenen Kopf. Er schien als Einziger nicht viel Interesse für

die Bücher aufzubringen, sondern starrte zur stuckverzierten Decke empor. Er schaute kaum hin, als der Graf einen Folianten aus dem Schrank zog und seinen afrikanischen Gästen zeigte, dass man sich auch im abgelegenen Westfalen in der Fauna und Flora ihres Kontinents auskannte.

Im nächsten Saal konnte von Etteler ein weiteres Mal die Weltläufigkeit des gräflichen Hauses beweisen. Therese rückte mit ihrem Polierzeug ein paar Schränke weiter vor, um die exotischen Besucher weiter im Auge behalten zu können. »Neugier« sei ihr zweiter Vorname, behauptete nicht umsonst ihr Freund Michael. Nebenan lag in einer immer verschlossenen Panzer-
glasvitrine einer der größten Schätze des Grafen, nämlich der 1705 in Amsterdam erschienene Erstdruck der *Metamorphosis insectorum Surinamensium* von Maria Sibylla Merian, mit von ihr selbst entworfenen Kupferstichen, die sie nach dem Druck mit Hilfe ihrer Töchter eigenhändig koloriert hatte. Eine Rarität – mehr als sechzig Exemplare waren damals nicht hergestellt worden. Der Graf hob den Folioband heraus und legte ihn auf dem Vitrinendeckel ab.

Als er die halbmeterhohen Seiten vorsichtig eine nach der anderen umwandte, hätte sich Therese zu gern der Gruppe angeschlossen. Sonst stand sie immer nur vor der abgesperrten Vitrine und starrte auf Tafel XVIII, die der Graf nach jeder Besichtigung wieder aufschlug. Inzwischen hasste sie die fette schwarze Spinne, die auf einem bunten, elend auf dem Rücken liegenden Kolibri mit erbarmungswürdig vorgerecktem Schnabel hockte. Zwei Jahre hatte die Merian, nur von einer Tochter begleitet, in den unzugänglichen Urwäldern Surinams verbracht, von 1699 an, das stelle man sich vor. Sechzig farbige Bildtafeln waren die Ausbeute, da musste es in dem Band doch auch weniger grausliche Darstellungen der surinamischen Insektenwelt geben.

Die schöne große Frau beugte sich ganz fasziniert über den Bildband. Therese schaute auf ihr dichtes schwarzes Haar, das mindestens fünf Zentimeter in die Höhe stand. Die Afrikanerin streckte eine schmale Hand mit langen Fingern aus und fuhr sachte, fast ehrfürchtig über eine Zeichnung. Was hatte sie da

wohl entdeckt? Als der Graf ein Geräusch machte, das sich wie »Ksch« anhörte, und abwehrend mit der Hand wedelte, fuhr sie hoch und zog hastig die Finger zurück. Mit einer wenig freundlicheren Handbewegung gab er der Gruppe zu verstehen, dass es weiterging. Den Merian-Band ließ er auf der Vitrine liegen.

Therese lockerte ihre Halsmuskeln, die von all den verstohlenen Blicken über die Schulter ganz verkrampft waren. Da nahm sie aus dem Augenwinkel heraus eine Bewegung wahr. Der lockenköpfige junge Mann hatte von Etteler am Ärmel gefasst und hielt ihn zurück. Dieser wehrte seine Hand ab, blieb aber stehen. Mit gedämpfter Stimme, zu leise, als dass Therese ihn hätte verstehen können, redete der Afrikaner auf von Etteler ein, zeigte ihm das Papier und deutete mit dem Finger auf einzelne Stellen, doch der Graf schaute gar nicht hin. Er drehte sich um und schritt davon, warf aber noch ein paar Worte über die Schulter zurück, von denen Therese nur »honorable« und »country« verstand. Der junge Mann sah ihm nach und schüttelte heftig den Kopf. Dann trat er an die Vitrine und steckte sein Papier zwischen die Seiten der surinamischen Zeichnungen Maria Sibylla Merians.

Erst eine gute Weile später sah Therese, wie die pummelige Frau mit den lustigen Zöpfchen dem Afrikaner im aquamarinblauen Hemd folgte. Sie musste während des Gesprächs vor einem der Schränke gestanden haben. Warum bewegte sie sich nur so hölzern?

Die Stimme des Grafen, die in den offenen Sälen lange nachhallte, war endlich verklungen. Eben wollte Therese in den Nachbarräum gehen, um rasch Maria Sibylla Merians Zeichnungen zu bewundern und auch deshalb, weil sie neugierig war, was es mit dem ominösen Papier des jungen Schwarzen auf sich hatte, da hörte sie wieder sich nähernde Schritte aus der Richtung, in der die Besuchergruppe verschwunden war. Eilig huschte sie zurück zu ihrem Schrank und nahm die Dose mit dem Lederfett zur Hand, das angenehm nach Zitrone roch.

Es war ihr Kollege Oliver Bussmann, der von der anderen